

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 225.

Sonntag, 26. September.

(915.)

(Schluß.)

Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Panhuys.

Nest kamen die Träger mit der Bahre für Hans Budenbach. In Friedels starren Blicken blühte ein Entschluß auf, sie erhob sich und laut und deutlich sprach sie: „Ich kann nicht warten, bis der Vater Nachricht bringt, ich muß selbst gehen“, und ohne auf die Mutter zu achten, die sie betroffen mit plötzlichem Verstehen anblickte und dennoch zurückzuhalten suchte, ohne des vernünftigen spöttischen Lächelns der Exzellenz zu achten, wollte sie die Boge verlassen.

Blitz bis auf die Lippen ward das vornehme Gesicht des Holländers: „Ich darf wohl meine Begleitung anbieten“, seine Nasenflügel vibrierten leise, das war das einzige äußere Zeichen seiner Erregung.

„Ja, bitte Herr van Moelen, begleiten Sie Friedel“, bat die Gräfin, sie versuchte ihrer Tochter gegenüber keinen Einwand mehr. Friedels Antlitz war wie versteinert vor Schmerz, das nahm der Mutter den Mut, jetzt von passend und unpassend zu reden.

Schnellen Fußes schob sich Friedel durch die Menschen, die auf dem Platz vor der Bogentribüne umherstanden, und sie schob die am Baum Stehenden ganz einfach beiseite und öffnete eine kleine Tür, durch die sie zuweilen den Starter hatte den Platz verlassen sehen. Neben ihr ging Jockheer van Moelen. Ihm war zumute, wie einem, der zum Hochgericht geführt wurde.

Der Gestürzte war bereits fortgebracht, er lag noch auf der Bahre in dem Schuppen inmitten der Rennbahn. Der Arzt machte Versuche, den Ohnmächtigen ins Leben zurückzurufen, neben ihm standen Oberst Corbagen und noch einige Herren.

Friedel trat hastig ein, und ohne von ihrem Vater, der auf sie zueilte, oder von den anderen Anwesenden Notiz zu nehmen, kniete sie neben der Bahre hin.

Ohne Regung war das braune, hübsche Jungengesicht und so farblos, so entsetzlich farblos.

„Hans, mein lieber, lieber Hans, stirb nicht“, rang es sich heiß und angsterfüllt von Friedels Lippen.

Erschüttert standen die Männer.

In diesem Augenblick schlug Hans Budenbach die Lider auf. Verständnislos glitten seine Augen durch den Raum und blieben dann an Friedels schönem Gesicht haften, das sich dicht über ihn neigte.

„Hans“, sagte das junge Mädchen auf, und all ihre tiefe, warme Liebe zitterte mächtig durch seinen Namen.

Ein müdes, doch unendlich glückliches Lächeln irrte um den Mund des Erwachten. „Friedel, ich habe dich lieb, Friedel, nur dich!“ Gleich einem Rauch glitten die Worte an des Mädchens Ohr.

Fünf Minuten später konnte Hans Budenbach schon wieder auf den Beinen stehen, und er saß bei der Heimfahrt in Frederik van Moelens Automobil, der brachte ihn selbst ins Hotel zurück und der sorgte für ihn wie für einen jüngeren Bruder. Daß auch der Graf Friedel liebte, das wußte er ja nun, es wußte also irgend ein Mißverständnis zwei Menschen auseinander gebracht haben, die doch für einander bestimmt waren. Und was er tun konnte, die beiden zu vereinen, das sollte ge-

schehen. Ihm war's, als hätte er gegen den jungen Herrenreiter eine schwere Schuld zu sühnen, wenn er an den Gedanken dachte, den er gehabt, da er den Gestürzten so starr auf dem Rasen liegen sah. Wenn er tot wäre! so war sein sündhaft Denken gewesen. Er bat den Grafen um eine Unterredung am nächsten Morgen.

Tief und traumlos schlief Hans in dieser Nacht, und er mußte sich am nächsten Morgen erst besinnen, was gestern mit ihm vorgegangen. Es grenzte schier an Wunderbare, daß er bei dem Sturze ohne jede Verletzung davongekommen. Armes „Herzkind“, dein Eigensinn brachte dir den Tod! Armes, wildes „Herzkind“!

Mit der ersten Post erhielt der Graf den Brief, den er auf seine Depesche von Magda erwartete. Magda Bergen schrieb:

„Mein geliebter Hans!

So will ich Dich noch einmal nennen, zum letztenmal, denn Deine Depesche sagte mir kurz und klar, daß Du mich eigentlich niemals geliebt hast, sonst hätte Dich mein Auftreten nicht so erregen können. Du weißt, ich hing mit jeder Faser meines Seins am Theater, die Kulissenlust schien mir notwendig zum Atmen, und als sich mir die Gelegenheit bot, noch einmal vor das Publikum, denke nur, vor das Berliner Publikum, hinzutreten, da vergaß ich das Wort, das ich Dir gab, vergaß beinahe ich darüber und dachte nur das eine: Spielen, spielen! Verfallumrauscht stand ich dann auf den Brettern des berühmten Hof-Theaters. Das Hof-Theater, wo nur ganz große Künstler auftreten, Hans, das Gefühl, das jubelnde Glück, das mich erfaßte, das kann ich Dir nicht schildern. Wie erschrak ich, als ich Deine Depesche erhielt!

Aus einem wunderschönen Traum riß sie mich, jäh und unvermittelt. Immer wieder las ich die wenigen Zeilen, und ich wußte, das war das Ende. Ich habe eingesehen, ich ging auf falschem Wege. Da ich glaubte, meine Liebe würde mir erzeigen, was ich ihrtrögen aufgab. Meine Liebe, die wohl imstande gewesen wäre, Opfer zu bringen, wenn Du ihr diese Opfer erleichtert hättest. Aber irgend ein anderes Empfinden, das Du mit Liebe verwechselst, zog Dich zu mir. Ich habe das eingesehen, und deshalb wollen wir uns trennen, Hans. Ohne Groll und ohne Bitternis wollen wir uns dem anderen ein gutes Andenken bewahren.

Ich habe Dich noch immer lieb, Hans, und ich werde Dich niemals vergessen, aber ich will meiner Kunst treu bleiben, weil — ich ohne sie nicht sein kann. Das weiß ich, seit ich einmal wieder spielen durfte. Der Direktor des Hof-Theaters machte mir einen sehr günstigen Engagementsvorschlag, ich werde den Kontrakt unterschreiben. Widersprechen werden wir uns wohl nie mehr, und deshalb wünsche ich Dir zum Schluß noch alles Glück für die Zukunft. Meinen Eltern habe ich bereits meinen Entschluß verkündet. So schwer es ihnen wird, sie werden sich daran gewöhnen müssen, daß ihre Tochter keine kleine Gräfin wird; dafür will ich aber meine ganze Kraft einsetzen, eine große Künstlerin zu werden.

Solltest Du mich später einmal spielen sehen, ich weiß zwar, Du bist kein Theaterenthusiast, aber es wäre doch möglich, Du sähest mich spielen, und wenn ich Dir dann gefalle, dann denke: weil sie Dich geliebt, ist ihre Kunst so reif geworden, und deshalb habe ich ihr etwas Kostliches gegeben.

Ja, so denke dann, mein Hans.

Lebe wohl! Sei noch einmal umarmt von

Magda Bergen."

Vorsichtig faltete Hans den Brief zusammen, und ehe er ihn wieder in das Couvert schob, küßte er die Unterschrift.

"Lebe wohl, Magda Bergen!"

Wie frei er sich fühlte, wie leicht und frei!

Und dann kam Jonkheer van Moelen. "Ich hat Sie gestern um eine Unterredung, Herr Graf, die Sie mir gewährten", begann er, sich auf eine Einladung von Hans niederlassend. "Ich will mich kurz fassen, so kurz als möglich."

Hans war nervös, von dem Sturz gestern stellte sich jetzt ein leichtes Kopfschmerz ein, und dann war ihm unbehaglich diesem ernst, ruhigen Manne gegenüber, der gestern bei Friedel gewesen, der neben ihr gestanden, als sie vor seiner Tragbahre kniete. Friedel Sorhagens schönes Gesicht und die bangen Augen, die von Liebe sprachen, tauchten vor ihm auf.

Mit fester Stimme sagte Hans: "Zuerst muß ich Ihnen danken, Herr van Moelen, weil Sie sich gestern meines, eines Fremden, so überaus gütig angenommen und —"

"Danken Sie, Herr Graf, es bedarf keines Dankes, und ein Fremder, ein Fremder sind Sie mir schon lange nicht mehr."

Hans sah verwundert auf.

Jonkheer van Moelen fuhr mit der Linken über die Stirn, da erblickte Hans den Sorhagenschen Wappenstein, den Ring, den er damals von Friedel erhalten. Damals, als sie sich mit ihm verlobte, und nun schmückte er die Hand dieses Mannes. Ja, was wollte der überhaupt von ihm? Ihm mitteilen, er sei Friedel Sorhagens Verlobter, ihn quälen?

Seine Augen verdunkelten sich vor Erregung und sein Kopf brannte.

"Bitte, lassen Sie mich erzählen, warum Sie mir kein Fremder gewesen", sagte Jonkheer van Moelen, und Hans dachte, nun wird er mir sagen, er besitzt alle Rechte auf Friedel und ich müßte vergessen, was gestern draußen auf dem Rennplatz geschahen.

Eine große Verzweiflung bohrte sich wie mit spitzen Stacheln in sein Herz.

"Ganz kurz will ich sein", sagte noch einmal der Holländer. "Ich lernte die Komtesse Sorhagen in Schweden kennen und ich hatte sie lieb, weil sie so schön und so stolz war. Auf Dadeburg, meinem Schloß, verlobten wir uns heimlich, die Gräfin Sorhagen wußte davon. Doch ehe Friedel meine Braut wurde, sprach sie mir von ihrer ersten Verlobung, sprach davon, was Sie ihr angetan, und auch davon, daß sie den einstigen Verlobten nicht vergessen könne."

"Was sagen Sie?" Hans sprang empor. "Friedel —"

"Hatte Sie noch immer lieb und konnte Sie nicht vergessen", vollendete der Jonkheer. "Da Sie aber eine andere Braut erwählt und Friedel mich gern hatte, so versprach ich ihr, geduldig auszuhalten, bis aus dem Gerüchten, das sie mir entgegenbrachte, Liebe geworden. Ich kam hierher, da merkte ich, Friedel konnte Hans Buchenbach noch immer nicht aus ihrem Gedächtnis zwingen. Gestern hat ich bei dem Oberst um Friedels Hand, heute sollten die Verlobungsanzeigen verschickt werden. Und gestern mußte ich einsehen, es würde mir niemals gelingen, die Liebe Friedels mein zu nennen. Die alte Liebe war mächtiger als je. Ich muß den Kampf aufgeben, muß die Frau, die ich über alles liebe, aufgeben. Aber ihr Glück, das ist mir heilig, das zu gründen soll meine Aufgabe sein, und deshalb, Herr Graf bin ich zu Ihnen gekommen. Ich frage nicht, ob

Sie Friedel lieben, das weiß ich, das sagten mir Ihre Worte, als Sie aus der Ohnmacht zu sich kamen, doch Sie sind verlobt und sollen in kurzem heiraten und deshalb —" er zögerte ein wenig, "deshalb —"

Hans riß den Brief aus seiner Brusttasche. "Bitte, Herr van Moelen, lesen Sie." Jetzt begriff er endlich, was der Jonkheer von ihm wollte.

Eine tolle Siegesfreude jubelte in ihm auf, freiwillig trat der andere zurück. Hans hätte lachen mögen und ausrufen: Du Tor, besinne dich doch!"

Der Holländer gab das Schreiben wieder. "Ich kenne die Dame nicht, die den Brief geschrieben, aber nur ein selten lauterer, ausgleichender Charakter muß es sein, der solche Worte sagen konnte, wie sie es tat. Sie sind also frei, Herr Graf, und dürfen nun zu Friedel Sorhagen gehen. Durch den Brief erübrigt sich vieles, über das ich mit Ihnen sprechen wollte. Hier", er zog langsam den Ring ab, als fälle es ihm schwer, sich davon zu trennen, "er gehört von jetzt an Ihre Hand." Und da der Jüngere zögerte: "Nehmen Sie, er soll ja Friedel das Glück bringen." Beschämung empfand Hans vor solchem Edelmut und er sprach seinen Gedanken aus.

"Edelmut!" Der Jonkheer lächelte so eigen: "Biel leicht ist mein Edelmut der höchste Egoismus. Ist es nicht auch Egoismus, wenn ich die Frau, die mir das Schönste und Liebste ist, glücklich sehen will? — Ich habe nicht mehr viel Zeit", unterbrach er sich selbst, "und deshalb wollen wir nicht abschweifen. In einer halben Stunde wird mein Auto vorfahren, in meinem Hotel habe ich bereits alles geordnet; ich fahre zunächst nach Holland und dann werde ich eine Reise um die Welt antreten, die hat mich schon immer gelockt. Und jetzt, bitte, hören Sie mir zu, ich muß Ihnen noch einen Auftrag geben, ich selbst möchte das Haus des Obersten nicht mehr aufsuchen. Persönlich Abschied zu nehmen von Friedel", — seine kühle Stimme schwante leicht, "das kann ich nicht, das geht über meine Kraft."

Hans Buchenbach wirkte etwas in der Knie. "Und darum", fuhr der Jonkheer fort, "bitte ich Sie, dem Oberst und seiner Gattin meine Grüße zu übermitteln, erzählen Sie ihnen offen, weshalb ich nicht selbst gekommen bin. Und Friedel grüßen Sie, bitte besonders herzlich von mir und sagen Sie ihr, den Ring, den ich ihr gab, den möge sie zur Erinnerung an mich tragen und in Kürze werde ich ihr „Brief meiseje“ senden, auch das Pfand möge sie manchmal an Schloß Dadeburg erinnern, das wohl einsam ohne Herrin bleiben wird. — So, das war's, richten Sie es aus, Herr Graf."

Der verneigte sich stumm.

"Und jetzt noch ein paar Worte für Sie. Machen Sie es sich zur Lebensaufgabe, Friedel Sorhagen an Ihrer Seite das Glück finden zu lassen. Versprechen Sie es mir!" Dringend war der Ton, bittend und doch wie ein Befehl.

Hans Buchenbach richtete sich militärisch straff auf, als stände er vor einem hohen Vorgesetzten.

"Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!"

Die Männer wechselten einen kräftigen Händedruck. Draußen ertönte ein scharfes Guppensignal. "Es ist so weit." Jonkheer van Moelen griff nach seinem Hut. Groß und breit stand er vor dem überschulterten Hans Buchenbach. Noch einmal sahen sich die beiden in die Augen, noch einmal reichten sie sich die Hand, dann schritt Jonkheer van Moelen hochauferichtet aus dem Zimmer.

Hans rührte sich nicht, er hätte so gerne noch irgend etwas gesagt, etwas, was ihm selbst den schmerzlichen Druck von der Brust nahm, doch keine Silbe brachte er hervor und nun war es zu spät, er war allein.

Wieder klang das Guppensignal.

Hans eilte ans Fenster und sah Jonkheer van Moelen in das harrende Auto steigen, jetzt hauste der Wagen davon und entschwand schnell seinen Blicken. Hier am Bahnhofsvorplatz flog der Staub doch wahrhaftig bis zum zweiten Stock empor. Hans tränkte die Augen von dem einen Moment, da er am offenen Fenster gestanden.

Wie sonderbar, seit gestern erst konnte er den Hof

Länder, und ihm war's doch, als sei ihm ein lieber, netter, als sei sein bester treuester Freund von ihm gegangen für immer.

Doch allmählich wich das Ernste Nachdenkliche aus dem Gesicht des Grafen, seine Gedanken zogen zu Friedel.

Eine Stunde später betrat er das Sorbhagensche Haus. Erst wurde er zum Oberst geführt, auch die Gräfin Sorbagen war anwesend. Hans erzählte wahrheitsgetreu seine Unterredung mit Jonkheer van Moelen, und noch einmal ward Magda Bergens Brief gelesen, und dann bat Hans: „Lieber Onkel und liebe Tante! Hier steht ein reuiger Sünder vor euch, der euch viel Ärger bereitet. Vergebt mir, bitte, in Barmherzigkeit und Bogen und gebt mir Friedel zur Frau!“

„Ja, weißt du denn, ob Friedel dich will?“ fragte schalkhaft der Onkel.

„Friedel hat sich gestern meinetswegen sogar ein wenig kompromittiert“, erwiderte Hans, „es wird ihr nun wohl nichts anderes übrig bleiben, als mich zu nehmen.“

Die Gräfin nickte: „Nein, es wird ihr nichts anderes übrig bleiben.“ Sie dachte an das fuffisante Rächeln der Minacher, und eine herrliche Kata Morgana entstand. Schloß Duedburg tauchte unter wie es aufgestiegen.

Kata Morgana!

„Reichsinnige Jugend!“ brummte sie, und dann sagte sie: „Gehe hinüber in mein Zimmer, dort kannst du Friedel alles selbst erzählen und dich deines Auftrages, den dir Herr van Moelen für sie anvertraut, entledigen.“

Hans mußte ziemlich lange warten, und als Friedel endlich erschien, da sah er ihren strahlenden Augen an, daß sie schon von der Mutter vorbereitet war.

„Hans!“ Sie stürzte auf ihn zu, und Hans Budenbach hielt die schöne Friedel Sorbagen im Arm und zwei heiße junge Lippenpaare vereinigten sich, als wollten sie sich nicht mehr voneinander lösen.

Und dann ein Fragen und ein Antworten, dem der Oberst und seine Frau durch ihren Eintritt ein Ende bereiteten.

„Mach mir das Mädchen glücklich, mein Junge, sonst —“

„Soll dich der Teufel holen“, parodierte Hans, „ich weiß schon, Onkelchen. Vernähige dich, zum zweitenmal enttäusche ich dich nicht, und dann —“ sein Gesicht ward ernst — „habe ich einem das Ehrentwort darauf gegeben, Friedel glücklich zu machen, einem, den ich achte und ehre, und ein Budenbach bricht sein Ehrentwort nicht!“

Da wußten die anderen, von wem er redete, und Friedel sagte leise und bewegt: Jonkheer van Moelen war gut und edel, fast unirdisch edel!“

Es klang wie ein Nachruf am Sarge eines lieben Verstorbenen.

Ein Strahl der klaren Herbstsonne, die durch die Scheiben brach, zitterte über das junge Paar, gleich einem feinen Goldschleier lag es um sie herum. Hans Budenbachs hübsche Jungenaugen strahlten, und hoffnungsfroh lachte er: Wir werden gewiß sehr glücklich werden!“

— Ende. —



Aus der Kriegszeit.

Bulgariens erste große Zeit. Die Zeit, da man aus mythischen Zählenspielerien Sinn der Gegenwart und Zukunft zu ergründen sich mühte, ist im allgemeinen vorüber; immerhin ist es ein merkwürdiger Zufall, daß jetzt, wo Bulgarien sich seine größere Zukunft zu schmieden anschickt, gerade ein Jahrtausend vergangen ist, seit dies begabteste Volk der Balkanhalbinsel seine erste gewaltigste Zeit erlebte. Und es mag ein bedeutames Omen sein, daß der große Bulgarenherrscher, der 917 den Titel eines Zaren annahm, auch das

Serbenvolk unter seine starke Hand beugte. Es war Symeon, der Sohn des Michael-Moris, der als Befehlshaber seines Vaters zum Christentum die Reihe der bulgarischen Nationalhelden eröffnete. Unter ihm erreichte der junge bulgarische Staat seine bislang größte Ausdehnung: von den Ufern der Donau erstreckte er sich bis ans Rhodope- und Pindosgebirge (südlich von Mesembria nach Adrianopel hin); außer Donau-Bulgarien gehörten ihm Mazedonien, Thessalien, Epirus, das heutige Albanien mit Ausnahme einiger byzantinischer Besitztümer und schließlich Serbien. Es war eine wilde Zeit, und wild die Sitten der Kriegsführung; als Symeon in den ersten seiner Waffenzüge mit dem Byzantinertum die stolze Stadt Konstantinopel geschlagen hatte, schickte er die gefangenen Chazaren-Söldner mit abgeschnittenen Nasen heim. Das war nur im Sinne des jus talionis, des Rechts der Wiedervergeltung, das dem Zeitalter selbstverständlich erschien, und die Praxis der Byzantiner war noch viel grausamer. Verächtlich für alle Zeiten bleibt hierfür die Untat, die ein Jahrhundert später dem bedeutenden oströmischen Kaiser Basilios II. den Beinamen des „Bulgarenmörders“, „Bulgaroktonos“, einbrachte; er ließ nach seinem Siege beim Berge Belasiza im Jahre 1014 15 000 gefangene Bulgaren blenden und schickte sie so ihrem Zaren Samuel zurück, indem er je 100 Geblenden einen Einäugigen als Führer ließ. . . . Im übrigen war Symeon, der in den Jahren 915—917 auch Serbien unterwarf, einer der humansten und gebildetsten Fürsten seiner Zeit, dessen mehr als ein Menschenalter währende Regierung (893—927) das goldene Zeitalter des altslawisch-bulgarischen Schrifttums bedeutet. Er war selbst literarisch tätig und veranstaltete eine Sammlung von 135 Reden des Kirchenvaters Johannes Chrysostomos und gab ein Nachschlagebuch der gesamten byzantinischen Gelehrsamkeit heraus. Es hat damals nur an kleinen weltgeschichtlichen Zufällen gelegen, daß nicht deutsche Kulturpioniere ein fruchtbares Tätigkeitsfeld in Bulgarien fanden; es war schließlich der Gegenstoß des Swatopluks ephemeren Großreichs Mähren, der Symeon für die byzantinische Kultur entscheiden ließ. Wie dem auch sei: als Symeon am 27. Mai 927 starb, nahm er den Ruhm ins Grab, der größte Zar Bulgariens, in einer Person Feldherr, Gelehrter und erster Vorkämpfer europäischer Gesittung gewesen zu sein.

In einem englischen Feldlager. Ein farbiges Bild des englischen Lagerlebens hinter der Feuerlinie sendet der Berichterstatter des „Journal des Débats“ seinem Blatt: „Das englische Lager, in dem die Truppen in den Pausen zwischen den Kämpfen Rast halten und neue Kräfte suchen, besteht meist aus einigen Baracken und zahllosen kleinen Zelten in Weiß und Gelb. Diese Zelte sind in gerade, parallel laufende Linien gereiht. Einige sind mit Soldatenezeichnungen geschmückt, mit kabbalistischen oder humoristischen Zeichen, mit Glücksprüchen aller Art. So lärmt und bewegt das Lager ist, wenn es neu angekommene Truppen aufnimmt, so still ist es manchmal, wenn es Soldaten beherbergt, die auf kurze Zeit aus dem Feuer zurückgekehrt sind. Sehr oft aber ist das Lagerleben reich an Bewegung und Zerstreuung aller Art. Es wird viel Fußball gespielt, und der Phonograph schmettert die stets wiederkehrenden gleichen Musiknummern in die Luft; der echte Tommy kennt und liebt nur zwei Arten von Musik: das ganz Sentimentale und das ganz Komische. Zwischen den Zelgruppen sind die Fahnen und sonstigen Feldzeichen der verschiedenen Regimenter aufgespielt, die manchmal außerordentlich seltsame Abzeichen tragen. So erblickt man den Tiger des Leicestershire-Regiments, die Sphinx von Lincolnshire, den Elefanten der Husaren, die Antilope der Royal Warwickshire-Schützen usw. Sonderbar sind auch oft die Inschriften und die Epitheta, die an den Fahnen angebracht sind. So erfährt man, daß es „Kirchenpfänder“ gibt, „Ritter des blauen Pferdes“ und „Strohstiefelsoldaten“. Das indische Lager hat trotz der auch hier vorherrschenden einheitlichen Abfarbung einigen orientalischen Charakter. Hier steht man allerhand Nichtkombattanten, wie indische Wunderärzte und Baubere. Die Indier sind ihren Glaubensfesten und Stämmen gemäß in verschiedene Gruppen geteilt. Die Art, in der das Ende des Turbans vom Kopfe herabhängt, läßt die Verschiedenheit der Regimenter und Waffengattungen erkennen. Die Indier pflegen wenig Spiele oder sonstige besonders sichtbare Zerstreuungen. Sie lieben es, stille zu sitzen und zu träumen. Die sportlichen Übungen führen sie meist auf dem Pferde Rücken aus. Abends lagern sie sich ruhig um die Kisten, die als Erzähler geschätzt sind.“

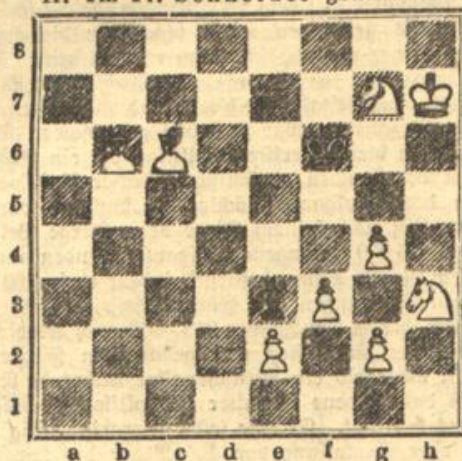
Schach

Alle die Schachbecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbaden, 26. September 1915.

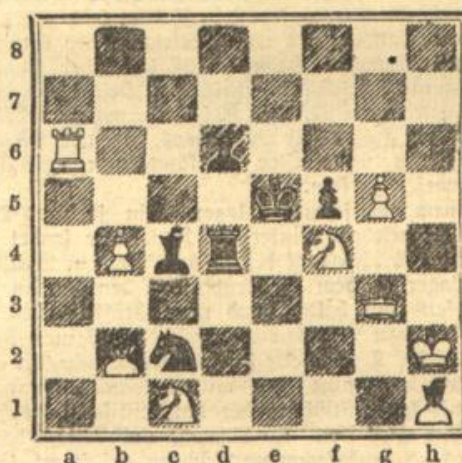
Aufgaben.

Nr. 372. H. D., Wiesbaden. (Deutsches Wochenschach).
H. Th. Fr. Schneider gewidmet.



Matt in 3 Zügen.

Nr. 373. E. G. B. Valle.



Matt in 2 Zügen.

Nr. 374. N. N., Wiesbaden.

Weiß: Ke8, Da4, Th5, Ld8 h1, Ba5 b5 c4 h6.
Schwarz: Kf5, Bd3 d4 f2 g5 g6 h2 h4 h7.

Matt in 3 Zügen.

Nr. 371. („Eine Kleinigkeit“) Um die Möglichkeit zu beseitigen, im 2. Zuge auf zweierlei Art fortzufahren, gibt der Verfasser dieser Aufgabe folgende Stellung: Kg5, Th5, Ld3 d4, Sd1. — Kf3, Bd5 g3. Matt in 3 Zügen.

Partie 144.

Aus dem Badener Gambitturnier, 1914.

Evans gambit.

Breyer.	Schlechter.	12. Db3—d5:	0—0
1. e2—e4	e7—e5	13. Sb1—d2	Se7—d5:
2. Sg1—f3	Sb8—c6	14. Lc1—a3 ¹⁾	b5—b4
3. Lf1—c4	Lf8—c5	15. La3—b2	La5—b6
4. b2—b4	Lc5—b4	16. Dd5—b3	a7—a5
5. c2—c3	Lb4—a5	17. Tal—c1	a5—a4
6. d2—d4	b7—b5 ¹⁾	18. Db3—d1	Sc6—e7
7. Lc4—d5	e5—d4:	19. Tf1—e1	Lc8—b7
8. Dd1—b3	Dd8—f6	20. Sd2—f1	a4—a3
9. 0—0 ²⁾	h7—h6	21. Lb2—a1	Df5—e6
10. c3—d4:	Sg8—e7	22. Dd1—d2	Lb6—a5
11. e4—e5	Df6—f5	23. Sfl—e3	b4—b3

24. La1—c3	b3—b2	33. Dc7—d7:	Db4—b1†
25. Lc3—a5:	b2—c1:D	34. Kg1—g2	Db1—a2:
26. Tel—c1:	Lb7—d5	35. Dd7—g4	Da2—e6
27. La5—b4	Ld5—f3:	36. Se3—f5	De6—f5:l
28. g2—f3:	Tf8—b8	37. Dg4—f5:	a3—a2
29. Lb4—e7:	Tb8—b2	38. e5—e6	f7—e6:
30. Tc1—c2	Tb2—c2:	39. Df5—e6†	Kg8—h8
31. Dd2—c2:	De6—e7:		Aufgegeben.
32. Dc2—c7:	De7—b4		

¹⁾ Von zweifelhaftem Werte. Nach 7. Lc4—b5: Sc6—d4: 8. Sf3—d4: e5—d4: 9. Dd1—d4: Sg8—f6 10. e4—e5 sehen wir nur Verlegenheiten für Schwarz. — ²⁾ Weit energischer wäre 9. e4—e5 Df6—g6 10. Sf3—g5 Sg8—h6 11. 0—0 mit der Drohung e5—e6 und Ld5—c4. — ³⁾ Auf Dd5—b5: kommt Ta8 mit Zugewinn ins Spiel.

Auflösungen.

Nr. 365 (3 Züge). 1. La1, Kd3, 2. Tb2; 1. . . ., Kc2 2. De2+; 1. . . ., Sfl+ 2. Txf1; 1. . . ., Sg4+ 2. h×g4; 1. . . ., ∞ 2. T(×)d1+.

Nr. 366 (3 Züge). 1. Lf3, Kg5 2. Dh8; 1. . . ., Lf7 2. D×f7; 1. . . ., ∞ 2. Df8+.

Nr. 367 (3 Züge). 1. Kg7, Kg4 2. Kf6.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Wdw., J. K., Karl Hofmann und K. G. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Rätsel.

Man schließt daraus auf Dein Befinden,
Auf Deine Laune sicherlich;
Ein Zeichen lasse daraus schwinden,
So wird's dem Feinde fürchterlich.

H. v. F.

Abstrichrätsel.

Deutung, Scherben, Vorhut, Leim, Warschauer,
Friede, Gabel.

Von jedem Wort sind drei Buchstaben zu streichen. Die Reste, die aus zusammenhängenden Buchstaben bestehen müssen, ergeben eine bedeutsame Meldung vom russischen Kriegsschauplatz.

Worträtsel.

Das Erste ragt zu Wolkenhö'n.
Gar viele wundersame Geschichten
Weiß uns das Zweite zu berichten.
Das Dritte ist am Auge zu seh'n.
Das Vierte war in Griechenland
Als eine gefürchtete Göttin bekannt.
Will man die Vier verbinden, muß
Von jedem Wort man streichen den Fuß.
So kommt man zum Ganzen. Wunderbar
Phantastisch köhn erscheint die Schar.
Und schlägt sich auch tapfer Mann für Mann,
Es ist doch so etwas drum und dran,
Wie sie ihre Taten preisen, — ich wette,
Man denkt ein wenig an Operette.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 437.

Bilderrätsel: Rotes Kreuz. — Silbenrätsel: Basel, Eskimo, Rosmarin, Liebeslied, Isonzo, Neunaugen, Berlin — London. — Geheimschrift: Der Zar an der Front. (Schlüssel: Don, Ratte, Zorn, Note, Farn, Tonne.)

Der Landbote.

Volkstimliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 9.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1915.



Deutscher Born.

Das ist der Born, der geharnischte Born,
Der schultert die Gewehre,
Der drängt die Sturmkolonnen nach vorn
Wie dammzertrümmernde Meere.

Der legt die Längen ein zum Stoß,
Der zieht zum Hieb das Eisen,
Der spornet und spudet Mann und Roß,
Der singt die Schlachtenweisen.

Der jagt und zittert und zaudert nicht,
Der treibt nach Westen, nach Westen,
Und bricht wie Gottes Weltgericht
Über des Feindes Festen.

Umspannt mit eurem Lügenneß
Das weite Rund der Erde!
Der Born zerseht euer sad Geschwäh
Mit seinem scharfen Schwerte.

Das ist der Born, der deutsche Born,
Trägt gute Waffen und Wehre.
Ihr sieghaften Heere, flutet nach vorn
Wie dammzertrümmernde Meere!

Heinrich Ruppel (Sombereg).

Dimitri Sotoljelows „Heldentod.“

Skizze von Karl v. Kuhl.

Autorisierte Übersetzung a. d. Dänischen von Rhea Sternberg.

Im Offizierskasino der russischen Kreisstadt sahen noch fünf oder sechs von den jüngeren Offizieren des Regiments, um den mit unzähligen Flaschen besetzten Tisch.

Es war hoch hergegangen heute Abend — eben war selbst der Oberst Andrei Pawlowitsch in einem geradezu erbärmlichen Zustand nach Haus gebracht worden zu seiner ungeduldig wartenden besseren Hälfte. In seiner unglaublichen Trunkenheit hatte er den langen Hauptmann Watnin für seine Frau gehalten, die bereits im Begriff war, ihm den Text zu lesen, und man mußte noch lachen über die zuckersüße Stimme, mit der er während des Transports die vermeintliche Frau Oberst zu besänftigen suchte, indem er unablässig gurrte:

Golubuschka maja, meine sanfte, kleine Taube!

Der Sekt floss in Strömen, und fast alle anderen Offiziere besanden sich in der normalen russischen Nachbetrunkenheit. Die Unterhaltung drehte sich nun um den russisch-japanischen Krieg. Man gedachte derer, die „drüben“ geliebt waren auf den unendlichen grauen Göttern, in den schwarzen Klüften, unter der Leichenbede von Regen und Schnee, oder unter dem glühenden, roten Sonnenaugen der Mandschurei. Man trank etliche Gedächtnisbecher, und man hielt weinrührselige Gedächtnisreden auf die Dahingegangenen. Als Dimitri Feodorowitsch Sotoljelow an die Reihe kam, erreichte die Begeisterte ihren Höhepunkt. Er war aller Freund gewesen, und bewegt erhob man sich, um auf ihn zu trinken.

Nur Juri Wassilitsch Golubeff blieb sitzen. Fronisch lächelnd betrachtete er seine Kameraden, die erstaunt waren über sein merkwürdiges Benehmen.

Was soll das bedeuten, Juri Wassilitsch? fragte Anatolj Iwanowitsch, hast du nicht gehört, auf wessen Andenken wir dies Glas leeren?

Juri Wassilitsch sah ihn ruhig an, rührte sich aber nicht.

Ja, gewiß habe ich es gehört.

Was, zum Teufel, fällt dir denn ein? Willst du nicht die Güte haben, uns den Grund für dein unkameradschaftliches Verhalten anzugeben, das ebenso unverständlich wie unziemlich ist — darüber, denke ich, sind wir uns alle einig!

Juri Wassilitsch schenkte sein Glas voll und leerte es langsam.

Ja — gern will ich euch den Grund sagen. — Aber seht euch erst. — Nun, wir reden hier vom letzten Krieg drüben und von unseren „Helden“ und unserer „ruhmreichen Tapferkeit“ und unseren „ritterlichen Tugenden und Großtaten“, als ob wir nicht alle von den Widrigkeiten und den Infamien wüßten, die russische Offiziere und Soldaten in diesem Krieg angezettelt haben. Es war nichts als ein einziger, langer, häßlicher, wahnsinniger Traum. — Nein, nein, laßt mich jetzt ausreden, nachher habt Ihr wieder das Wort, wenn Ihr's dann wollt. — Nun seht, Ihr habt es ja selbst gefühlt, daß der Pesthauch des mandschurischen Kriegs eine Schimmelschicht über euer Gemüt gebreitet hat und sich in eure Seele hineingefressen hat wie ein kalter Brand. Was haben wir Russen dort drüben alles begangen, wo selbst die Luft, die wir atmeten, Wahnsinn und Fieber und unsägliches Entsetzen war. . .

Güte deine Worte! rief Anatolj Iwanowitsch, freidebleich vor Wut. Sie sprangen alle auf und schrien übereinander. Juri Wassilitsch aber blieb ruhig sitzen. Er steckte sich eine Zigarre an und ließ sie schreien. Dann fuhr er fort:

Nur ruhig, nur ruhig. Ich will euch nur ein einziges Beispiel nennen. Hört mir gut zu! Seht euch wieder. — Also — Ihr spracht vorhin von Dimitri Sotoljelow, „gefallen auf dem Feld der Ehre durch die Augen der Japaner!“ — Auf dem Feld der Ehre? Ich wünschte, es wäre so! Doch er fiel nicht auf dem Feld der Ehre! Er fiel, weil er im Begriff stand, ein feiges, entehrendes Verbrechen zu begehen. . . ja, laßt mich nur ausreden, und hört mir gut zu.

Ihr wißt, daß ich bei Wafanghuan verwundet und mit den anderen Verletzten der hintersten Lazarettlinie zugeteilt wurde. Als ich einigermaßen hergestellt war, schickte man mich wieder zur Front, zugleich mit mehreren Rekonvaleszenten. Nach ging unsere Reise nicht vor sich. Ihr kennt ja die verbrecherische Unordnung, die auf allen russischen Truppenzügen herrschte. — Nun, wir kamen also endlich nach Charbin, konnten aber nicht weiter, sondern mußten dort einen ganzen Tag und eine ganze Nacht rasten. All die sogenannten Hotels waren überfüllt, und wir mußten uns ein Unterkommen verschaffen, so gut es ging. Sotoljelow und ich blieben zusammen und übernachteten bei einem jüdischen Kaufmann namens Simeon Grün. Die Tochter des Hauses sorgte für uns, denn es erwies sich, daß ihr Vater so unglücklich gewesen war, einigen Offizieren eines sibirischen Schützenregiments zu nahe zu kommen — und die naturnotwendige Folge hiervon war, daß er nun todkrank im Bett lag. Vandagen an dem ganzen sündigen Körper! Das ist wohl der normale Gang des Kriegs, nicht wahr? — Nun, das Mädchen — Anjuschka hieß sie — war schön, außerordentlich schön, aber sonderlich freundlich und zugänglich war sie nicht. Ein prachtvolles Nasengesicht hatte sie, die reine Königin von Saba, mit Augen, sanft wie ein Stiefmütterchen, einem Mund wie ein roter Schmetterling und einer Hautfarbe, gleich und leuchtend wie die Winter Sonne.

Nun, sie bediente uns gut und korrekt, holte uns alles, was wir wünschten —, aber nicht ein Wort brachten wir aus ihr heraus. Ihr Blick erlosch gleichsam, wenn sie das Zimmer betrat, in dem wir saßen. Wie ein Automat wartete sie uns auf, steif und verschlossen. Das irritierte Sokoljew. Unter den wichtigsten Vorwänden rief er sie jeden Augenblick herein, gönnte ihr keine Sekunde Ruhe. Aber sie kam stets, erries uns die äußerste Höflichkeit und ließ keine Spur von Ungebuld merken, die doch wohl berechtigt genug gewesen wäre. Kein Wort, kein Lächeln kam über ihr seltsam starres, weißes Gesicht.

Schließlich tat sie mir leid, und ich machte Sokoljewko ein Zeichen, daß er sie in Frieden lassen solle, — aber er lachte nur, mit einem Lachen, das ich nie vergessen werde. Immer wieder bat ich ihn, sie zu schonen, sie hatte uns ja nichts getan, wir hatten ja nicht das Recht, zu verlangen, daß sie mit uns scherze, — doch seine ganze Antwort war dieses häßliche, schlüpfrige Lachen, das mir noch in den Ohren klingt und das mich schließlich halb verrückt machte, so bäumten sich meine Nerven dagegen auf.

Wir hatten Abendbrot gegessen und saßen beim Samowar in der Ofenecke. Ich suchte von gleichgültigen Dingen zu sprechen, von dem, was uns erwartete, wenn wir uns zum Regiment zurückmeldeten. Aber das Gespräch kam nicht in Gang. Plötzlich rief er wieder Anjuscha herein, und als sie kam, padte er sie, zog sie zu sich herab und küßte sie brutal auf den Mund.

Ich vernahm einen einzigen verzweifelten Schrei, dann kämpfte sie und suchte sich freizumachen.

Im nächsten Moment öffnete sich die Tür zum Nebenzimmer und auf der Schwelle stand der alte Simeon Grün, entkleidet, bleich, zitternd. Sein altes Gesicht unter den blutigen Binden glich einer verzerrten Maske. Er stand einen Augenblick da und sah uns an, sah von einem zum anderen. Dann schwankte er hilflos einige Schritte in die Stube herein und sank dann in die Knie vor Sokoljewko, der das Mädchen freigegeben hatte. Er erhob die zitternden alten Hände zu ihm:

Herr Baron, guter Herr Baron, lassen Sie mir meine kleine Taube. Sie hat keinen Wert für einen vornehmen Baron wie Sie! Sie ist nichts für Sie! Aber sie ist mein einziges und alles — lassen Sie sie gehen, Gott wird es Ihnen lohnen, daß Sie solche Rücksicht gegen uns üben! . . . Können Sie sich nicht mit meinem Leben begnügen?

Einen Augenblick sah Sokoljewko mit seinen blutunterlaufenen Augen den alten Juden an. Dann ging er auf ihn zu und schleuderte ihn mit einem Fußtritt weit fort in eine Ecke des Zimmers. Da blieb der Alte liegen und jammerte leise. Sokoljewko aber lachte nur wie vorher.

Das war mir zu viel. Vor meinen Augen wurde es rot, und ich schlug ihn mit der Faust mitten ins Gesicht. Er taumelte ein paar Schritte zurück, sah mich an und zog seinen Säbel. In demselben Moment schoß ich ihm eine Kugel vor die Stirn . . .

Ja, so ist es. Ich war es, Juri Wassilitsch Sobuleff, Sokoljews Freund, der ihn niederzuschlug. Und ich erzähle es euch mit der größten Gemütsruhe, denn mein Gewissen wirft mir nichts vor und quält mich nicht.

Nun, am nächsten Morgen zog ich zur Front und eines Tages hörte ich erzählen, daß Sokoljewko wohl gefallen sein müsse. In den Berichten stand, er sei ein Opfer einer feindlichen Kugel geworden, doch ich wußte es besser. Und ich fühlte, daß ich in meinem Recht gewesen war als Richter und Prozeß.

Das also ist das „Feld der Ehre“, auf dem Sokoljewko gefallen ist. Und damit, denke ich, ist diese schöne Legende aus der Welt geschafft, und Ihr versteht, warum ich nicht auf diesen „echt russischen“ Helben trinken wollte! . . .

Und mit einem kalten Lächeln leerte Sobuleff sein Glas.

Der Juden graben.

Eine Volksage von der unteren Lahn, erzählt von Fritz Müllers.

Von der Lahn her führt die alte Landstraße hinan zu den Höhen des Westerwaldes. Noch zieht sie sich in breiter Anlage durch Feld, Wald und Wiese hindurch, aber tief ausgefahren sind die Geleise, ein moosiger Grasteppich hat sie überzogen, oder das ausgewaschene Grundgestein tritt in starken Stein-

blöcken zutage. Kein besserer Menschenleiß tut mehr dem Niedergang Einhalt. Die Stille und Ruhe des Todes liegt über der Straße, auf der einst in fröhlichem Wandern oder in eilender Fahrt so viel Menschenlust und -leid seiner Wege zog. In schnellem Trab eilten die munteren Rosse mit dem Postwagen durchs Revier, schwermütige und fröhliche Weisen des Posthorns weckten vielstimmigen Widerhall.

Was aber hinterm Dorf Heistenbach die Höhe erklimmen, ging die Fahrt durchs Walddickicht, dann verstummte wohl des Hornes heller Klang, ernst blickten Postillion und Reisende ins Waldesdunkel und fürchteten im friedlichen Geflüster der Bäume und dem Freudenlied der Vögel heimlich lauerndes Verderben.

Und wenn dann im dichten Gehölz eine Lichtung kam, zog der Schwager die Zügel fester an, und scheu blickte er zur Seite, wenn im wiederbeginnenden Waldeschatten eine tiefe Schlucht vom Weg her ins Dickicht einbog. Erleichtert atmete er auf, wenn dann an heller, freundlicher Waldwiese vorüber der Wagen weiterzog, dem freien Land und bewohnten Stätten entgegen, die in der Ferne grüßend winkten.

Am Juden graben war die Fahrt vorbeigegangen! Keine freundliche Mär umrankt diesen Namen, halbverklingenes Raunen im Volksmund gibt davon eine Kunde von schlimmer Menschenirrung und bitterer Todesnot. —

Bewegtes Treiben füllte den Marktplatz zu Diez. Handeln und Feilschen, Drängen und Schieben der Menschenmäuel. Doch als schon zur frühen Stunde die hohen, grauen Türme des Grafenschlosses im Licht der scheidenden Wintersonne purpurn erglühten, ward's auch zu Füßen der hochgiebeligen Häuser, die den Marktplatz im Ring umschließen, stiller und stiller. Nach allen Seiten stoben die Besucher des Döngemarktes ins Land hinaus, noch vor der frühen Dunkelheit das schützende Herdfeuer zu erreichen.

Aber doch ging schon die Dämmerung über die Erde, als durchs Lahnbrückentor eine gebeugte Gestalt ihren Schritt dem Dorf Heistenbach zu lenkte, ihren Weg von da weiter zu wandern ins stille Westerwalddörfchen hinauf, wo Weib und Kind sehnsüchtig ins Dunkel hinauspähten.

Wie ein Schatten folgte der rüstig ausschreitenden, einsamen Gestalt eine zweite und strebte ihr eilenden Fußes nach die menschenleere Straße hinan. Als der dunkle, schweigende Wald den ersten Wanderer in seinen Schatten nahm, hatte ihn der zweite ereilt. Menschenreden ging durch die schweigende Winterstille und Klang immer erregter ins Stürmen, das heulend und pfeifend durch kahle Wipfel zog.

Als an finsterner Stelle die dunkle Schlucht zur Seite gähnte, da war's genug des Redens, da ging's um Leben und Erben. Hart packten des Verfolgers nervige Fäuste den alten Mann: Heraus den Rammon, den du heut so reich geschachert, gib her der Not!

Fünf Kreuzer nur! Gott der Gerechte, sei mir gnädig, nimm alles, alles, fleht des Juden Stimme in zitternder Todesangst, hoch streckt er den Arm wie schwörend auf, und noch einmal in todbunder Klage: Fünf Kreuzer nur!

Umsonst! Höllische Geister umgaukeln des Verfolgers Sinnen und Denken mit wilder Mordgier, irrer Drang treibt zum gräßlichen Frevel. Der Glaubensbruder hob die Hand zur Rainstat, Achzen, Jammern und Stöhnen klang ins nächtliche Schweigen und ward leiser und leiser. Suchende, zitternde Hände durchwühlten leere Taschen um und um und immer wieder. Fünf Kreuzer nur —

Da mischte sich ins Heulen des Sturmes ein tierisch wilder Wutschrei, der ungehört in der schweigenden Nacht verhallte. Dann rollte eine schwere, leblose Last hinunter in die Schlucht. Eine dunkle Gestalt kletterte nach und mißte sich in leuchtender Eile, sie zu beden mit Geröll und Reifig. Dann enteilte der Mörder, wie von höllischen Geistern gejagt, flüchtigen Fußes in die Nacht hinein.

Um das ferne, stille Heim des Juden ging langes Warten und inbrünstiges Beten zum starken Jehoba, der da gibt und nimmt beides, Leben und Sterben. Doch als kein Warten und Flehen den Vater wiederbrachte, ließ man Totenfergen brennen, und viel Klage und Jammer hub an. In einem anderen Dorfwinkel aber ging ohne Ruhe und Rast ein Mann, dem war seit jener Zeit ein unsichtbar Zeichen in die Stirn graben, und Tag und Nacht brannte es ihm in nie endender Qual in Hirn und Herz: Rast, wo ist dein Bruder Abel? —

Nun kam der Frühling. Der warme Frühling brauste durch die Waldwipfel; vom Eis gelöst rannen die Wasser in allen Rinnen und Schluchten und setzten aus in Moder und Verwesung.

Da zog eines Tages wieder der Postwagen seinen allgewohnten Weg. Voll fröhlichen Frühlingshoffens schauten Postkillion und Reisende in die sprossende Welt. In schneller Fahrt ging's durch den knospenden Wald; immer näher kam die dunkle Schlucht. Plötzlich ein scharfer Ruck, daß die Pferde hochauftiegen; — schreckensbleich schaute der Postkillion hinunter in die Tiefe. Einen Arm sah er dort unten aufragen, hochgerichtet wie zum Schwur, einen Menschenarm! Hatten ihn die plätschernden Frühlingsgewässer aus Licht gezogen oder ein hungrig scharrendes Tier: wer mag Schicksal und Vorsehung ausdeuten?

Bald war des Toten Nam und Art gedeutet, ein trauriger Klagezug holte ihn ein, und seine Glaubensgenossen gaben ihm ein ehrlich Grab bei seinen Vätern. Unter ihnen ging einer unstät und flüchtig; immer deutlicher ward den Menschen das Kainszeichen, scheu mieden sie ihn; Raunen und Wispern ging um und ward immer lauter und lauter. Zeugen traten auf, die ihn dem Erschlagenen in jener Winternacht hatten nahe sein sehen, bald war das finstere Geheimnis, nachtem es die verborgene Schlucht selbst ausgeplaudert, klar am Tage. Ein rascher Senkerstod erlöste den Elenden von nie ruhenden Gewissensqualen.

Judengraben heißt die finstere Schlucht seit jener Zeit; noch jetzt soll's dort nicht geheuer sein, bestimmt will noch mancher eilende Wanderer zur Nachtzeit im Heulen des Sturmes Ächzen, Stöhnen und Jammern vernommen haben, Todesringen zweier Menschen — um fünf Kreuzer; ja des Gemordeten Gestalt soll noch geistern in der Schlucht mit ausgedrörter Totenhand.

Auch wer im hellen Sonnenschein die einsame Straße fürbass zieht, ein frühlich Lied vom Wandern auf den Lippen, geht in stummer Eile an der dunklen Schlucht vorbei, horcht scharf auf des Waldes geheimnisvolles Flüstern und vor der Seele steht ihm verflungene finstere Mär.

Deutsche Lieder in Flandern.

Die „Liller Kriegszeitung“ wünscht, jeder Soldat solle die in seinem Quartier am meisten gesungenen Lieder nennen. Hier erzählt ein Frankfurter, der in Flandern steht, davon.

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.“ Ob's wohl wahr ist? Ich möchte es behaupten. Aber sind denn die deutschen Soldaten, denen ein rauhes Schicksal, ein bitteres Muß und ein trostloser Selbsterhaltungstrieb die Waffe in die Hand drückt, Barbaren und nicht Menschen mit Gefühl und Mitleid, gerade wie die anderen? Wie sollten jene herrlichen, tiefempfundenen Lieder, jene trauten Weisen voll Hoffnung und Liebe, die jetzt täglich durch die warmen Sommernächte klingen, möglich sein, wie sollte auch manche Träne der Sehnsucht oder des Schmerzes über einen gefallenen guten Kameraden dem Auge entweichen können, wenn es nicht Menschen, sondern entmenschte Geschöpfe, Barbaren wären?

Freilich gab es eine Zeit, eine andere wie die heutige, wo weniger die garten Saiten des Herzens sprachen, und das waren jene stürmischen Augusttage, als der Kriegsgott Mars die Stunde regierte und die Welt in Flammen setzte und Tausende und Abertausende in das wilde Schlachtengetümmel hineintrief. Täglich und stündlich konnte man da die schwülstigsten Gesänge hören. Und sang nicht schon das kleine Wüßchen auf der Straße von dem „Franzosenblut“? Das waren Erscheinungen, die bei jedem Volk, in jedem Krieg zu verzeichnen sind, aber noch lange keine Barbaren machen.

Wochen vergingen, vielleicht auch Monate, der „Auf wie Donnerhall“ und „Galtet aus im Sturmgebraus“ waren Verkündungen, der Stellungskrieg im Westen begann. Mühen und Härten verdrängten die überschaumende Begeisterung. Ein ruhiger, entschlossener Wille, der die Augen erst sehend und das Herz fühlend machte, trat in die Erscheinung. Man begriff jetzt die Furchtbarkeit des Kriegs, man erkannte die Kraft des gewaltigen Gegners, und die Achtung vor dem Feind stieg.

Die Schmähllieder, zeitweise sehr beliebte Gesänge, verschwanden. Kurz, der Krieg zeigte andere Seiten, die man bisher nicht kannte, eine Dauer, die man vorher nicht ahnte. Die Sehnsucht nach dem Frieden und nach der Heimat wuchs, nahm mehr das Denken und Fühlen gefangen, und die Worte und die Lieder waren andere. Nur die altbekannten Soldatenlieder, stimmungsvolle und schlichte Gesänge, wie „Die drei Lützen“ und „Drum Mädchen, weine nicht“ erhielten sich und dann auch das eigentliche Nationallied „Deutschland, Deutschland über alles“. Es ist wohl begreiflich, daß gerade das letzte Lied in einer Zeit, wo ein Volk um seine Existenz ringt und Taten vollbringt, wie sie beispiellos in der Weltgeschichte dastehen, weniger einer Augenblicksstimmung unterworfen ist.

Nun kam der Winter, der harte Winter, mit seinen langen Abenden und stillen Nächten. Die Gedanken wanderten zur Heimat, und mancher Vater, der mit Wehmut jener köstlichen Zeit gedachte, da er mit seinen Lieben im trauten Zimмерchen weilte und seine Buben und Mädchen in das Wunderland der Märchen führte, mag mit zitternden Lippen den Gesang seiner Kameraden begleitet haben: „Teure Heimat, sei gegrüßt“ und „Ich bin so gern, so gern daheim“.

Diese beiden Lieder sind die Lieder aller, und man kann sie auch allabendlich hören. Nie singt sie der einzelne, sondern die Masse, und nie werden andächtige Lauscher fehlen. Der knabenhafte Jüngling, wie der grauhaarige Alte, der Ledige wie der Verheiratete, der Offizier wie der gemeine Mann stimmen mit ein oder schauen gedankenvoll in die Ferne. Sie grüßen die Heimat.

Aber nicht nur Sehnsucht, Wünsche und Hoffnungen werden in Liedern wiedergegeben, auch die Ungewißheit des Schicksals, das schon im nächsten Augenblick, wie ein Reif in der Frühlingssnacht die Blumen, die eben noch blühenden Menschen dahintraffen kann, und niemand „prahlt mit seinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen, denn die Rosen welken bald“. Und wenn im Osten der Morgen graut und die ersten Sonnenstrahlen am Himmel gleiten, dann zieht die kleine Schar hinaus, und keiner weiß, was der Tag bringen wird. „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod“, so klingt es traurig hinternach: „Heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab“. Wie oft traf es den guten Freund, und wieder singen wir: „Gilt es mir oder gilt es dir?“. Lieder sind die Stimme des Herzens, im Krieg besonders. Und weil die Wünsche und Gedanken der großen Masse dieselben sind, darum sind auch die gesungenen Lieder dieselben.

Ein flandrisches Dörfchen, die Kirche klein und schlicht. Die Türen stehen fast ständig offen und ein Schwalbenpaar hat drinnen sein Nest gebaut. Oft kommt ein graues Männlein, eilt hurtig zur Tür, als müsse es etwas vergessen haben. Minuten verstreichen, und feierlich und ernst tönt das „Altniederländische Dankgebet“: „Wir treten zum Beien“. Alles bückt auf, lauscht andächtig oder stimmt mit ein und glaubt eine heilige Pflicht zu erfüllen. Und wer kennt das Lied nicht? In Flandern ist wohl niemand, der es nicht gehört und gesungen. Seine ruhige und getragene Weise hat den Weg zu aller Herzen gefunden, gerade wie ein Abend in Flandern.

In jeder Dorfgasse steht ein Brunnlein. Wenn wir des Abends plaudernd und scherzend vor dem Tor sitzen und an Stelle der deutschen Linde ein blühender Flieder seinen süßen Duft verbreitet, wem kommt da nicht das schönste deutsche Volkslied in den Sinn mit seinem traurigen Schluß: „Du findest Ruhe dort“? Und die Erinnerung „Aus der Jugendzeit“ steigt empor, frohe Tage und glückliche Stunden. Drüben im Gärtchen, zwischen wuchernden Strauchwerk, leuchtet schon ein „Röslein rot“, das wollen wir besingen, denn wir wissen nicht, ob wir die „Letzte Rose“ noch schauen werden.

Ja, das deutsche Volkslied lebt noch. Es schien, als hätte man mit dem toten Frieden auch die schönsten deutschen Lieder begraben. Doch sie erwachen alle, sie leben, mehr und schöner wie vorher. Und wie süß klingen sie doch! Haben wir es früher jemals so empfunden, wie jetzt in dieser ersten, harten Zeit? Sie sind ein Teil unserer Heimat, unserer Familie, und darum lieben wir sie und freuen uns, sie singen und hören zu können. Selbst unsere französische Nachbarin, wohl bald die letzte Frau im Dorf, die öfter noch ganz leise das stolze „Allons enfants de la patrie“ summt, stimmt mit in unsere deutschen Gesänge und findet sie so schön, daß sie sie nie wieder vergessen will.

Kriegergedenktafeln in Kirchen.

Nach den Befreiungskriegen ordneten in einzelnen deutschen Staaten die kirchlichen Behörden die Anbringung von Gedenktafeln der gefallenen Krieger in den Kirchen an. So war es zum Beispiel in Hessen. Noch heute kann man diese alten schmutzigen Holztäfelchen sehen, die, kunstlos, aber nicht geschmacklos, aus der Hand des Dorfschreiners hervorgegangen waren. Weiße, schwarzumrandete Papptäfelchen, die man mit Bierstiften auf der Holzplatte befestigt hatte, trugen die Namen der Gefallenen und die wichtigsten Ereignisse aus ihrem Kriegerleben. Auch die Kriegsdenkmünze war auf dem Schildchen angebracht. Später wurden auch für die nach dem Krieg gestorbenen Veteranen gleiche Gedenkschildchen auf der großen Holztafel befestigt. So schwebt mir die Gedenktafel für die Helden der Befreiungskriege in der heimischen Dorfkirche vor Augen. Wie oft haben wir Knaben die Namen entziffert, die schon in den Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, also nach etwa 65 Jahren, kaum noch zu erkennen waren. Man hatte in Papier und Tinte doch ein zu vergängliches Material gewählt. — Eine gleiche Ehrung, ebenso einfach und schmutzig, für die Krieger des 70er Kriegs findet sich in der Dorfkirche zu Kroppach auf dem Westerwald. Der damalige Pfarrer hat die Tafel aufgehängt und als ersten den Namen des einzigen aus dem Kirchspiel gefallenen Soldaten dort aufgezeichnet. Es sind später noch einige Namen hinzugekommen; doch scheint man nicht allgemein der Sitte gefolgt zu sein, die Namen der später gestorbenen Veteranen auf der Tafel anzubringen. — Leider war der Geschmack der Dorfschreiner schon verblüdet, als man nach dem Krieg von 1870 dem Beispiel aus den Befreiungskriegen folgte und Kriegergedenktafeln in den Kirchen anbrachte. Man wollte etwas besonders Schönes schaffen und brachte gar armselige Nachwerke hervor. Ich erinnere mich der Tafel aus meinem Heimatort; ein Brett in Rechteckform mit gebrochenen oberen Ecken, in der Mitte der oberen Schmalseite eine auf einem schmalen Stab stehende, kreisförmige Scheibe mit dem „Eisernen Kreuz“. Es fehlten nur noch an der unteren Schmalseite zwei beinartige Anhängsel, und die Frauengestalt, wie sie kleine Kinder malen, wäre fertig gewesen.

Auf unseren kleinen Dörfern wird man das Andenken der Helden dieses Weltkriegs ehren, wenn man in den Kirchen wieder einfache Gedenktafeln anbringt und auf die kostspieligen und meistens nichtsehlenden Steinendmaler verzichtet. Zweierlei möge man aber bedenken: man wähle dauerhaftes Material und dauerhafte Schrift und sündige nicht gegen den künstlerischen Geschmack. Wie diese Forderungen erreicht werden können, darüber nachzudenken, wird noch Zeit sein, wenn Deutschland wieder zur Ruhe gekommen ist.

Waldischmidt (Mister).

Umschau.

* Krieg und Aberglaube. Zu meiner „Umschau“-Notiz unter dieser Überschrift in Nr. 7 des „Landboten“ muß ich noch berichten, daß die Himmelsbriefe, wie mir ein Bekannter mitteilt, in manchen Westerwaldorten recht häufig anzutreffen gewesen seien. Von vielen Soldaten seien die Schutzbriefe auch getragen worden. Glaubt habe eigentlich keiner daran. Man habe sie nur angenommen als Andenken an die Mütter oder an liebe Angehörige, die die Briefe eigenhändig geschrieben hatten. In einem Kirchspiel, so erfuhr ich von anderer Seite, sah sich der Geistliche genötigt, diesen Aberglauben in der Predigt als solchen zu kennzeichnen. W.-N.

* Kindtaufschaus in früherer Zeit am Taunus. Die meisten Eltern katholischer Konfession halten heute noch an der alten Sitte fest, ihre neugeborenen Kinder wegen etwaigen Eintretens eines Unfalls nur wenige Tage nach der Geburt taufen zu lassen. Gewöhnlich werden die die Patenstelle übernehmenden Personen aus den Verwandten- und Freundeskreisen gewählt. In früheren Jahren lud die Hebamme die zur Kindtaufe bestimmten Personen ein; die Geladenen gaben derselben ein Geldgeschenk in der Höhe von (nach dem heutigen Geld) 17 bis 50 Pf. Unmittelbar nach der Taufe gab es Kaffee mit Brötchen, letztere wurden zerschnitten vorgelegt; an demselben nahm auch der amtierende Geistliche sowie der

Krüster — diesen Dienst versah damals der Lehrer — teil. Der Geistliche und Lehrer erhielten von dem Paten resp. Gote (Päters und Göt genannt) sowie die Hebamme für angestrichene künstliche Sträußchen oder Perlkronchen auf den Kopf der Gote ein Trinkgeld, welches sich je nach dem Vermögensstand der Paten zwischen 50 Pf. bis 2 M. bewegte. Nach dem Kaffee folgte Butterbrot mit Limburger Käse, und da sich hierdurch ein lebhafter Durst entzündete, wurde dem hiesigen Nationalgetränk — dem Apfelwein — stark zugesprochen. Bessersituierte Leute setzten den Gästen Wurst- oder Schinkenplatten vor. Vor dem Weggehen der Gäste legte in der Regel jede an dem Schmaus teilgenommene Frau je 1 Pfund Kaffee und Ruder auf die Bettdecke der Wädhnerin. Wurde dem Ehepaar der langersehnte Stammhalter geboren, so dehnte sich der Kindtaufschaus bis tief in die Nacht hinein aus. In diesem Fall wurde zum Abendessen Braten gereicht, Wein getrunken, gesungen und nicht selten auch getanzt. Ein solcher Kindtaufschaus kam nur bei wohlhabenden Leuten vor. Heute wird in hiesiger Gegend der Kindtaufschaus viel nüchterner betrachtet. L.

Regenzeichen in Haus und Hof. Der Regen kündigt sich dem Landmann nicht nur in dem Verhalten der Tiere und Pflanzen und in bestimmten Himmelserscheinungen an, sondern auch durch gewisse Zeichen in Haus und Hof, die Professor Rüd in einem interessanten Aufsatz über den Wetterglauben der Heidjer in den Mitteilungen aus dem Quidborn zusammenstellt. Wenn „das Gott läßt“, d. h. wenn der Ruch aus dem Schornstein leckt, oder wenn er auf dem offenen Herd am Kessel glüht, indem sich kleine Funken zeigen, wenn das Holz nicht recht brennt, sondern nur glimmt, wenn die Fenster, der Topf auf dem Herd oder der Zementboden schweigen, wenn die Pumpe feucht wird, dann weiß jeder Hausbewohner, daß Regen in der Luft ist. Auch wenn die Wurst tropft, wenn der Speck naß wird, wenn die Senfe „ankäuft“ und die Kaffeetischen „nicht mahlen wollen“, ist Regen zu erwarten; sogar wenn die Strümpfe herunterrutschen, sagt man: „Da Strümpf treckt Water“. „Wenn der Rauch nit aus dem Haus will, / So ist vor augen regens zil“, heißt es bereits im Wetterbüchlein des Leonhard Reymann aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, und ähnliche Aussprüche findet man heute noch allorten auf dem Lande. Auch wenn die Schmelze, genauer wohl ihr Rauch, riecht, wenn „de Zug stinkt“, d. h. der Rauch der Lokomotive einen üblen Geruch hat, wenn das Strohdach dampft, die Wanduhr falsch schlägt und die Taschenuhr nicht geht, so sieht der Landmann darin ein Zeichen, daß Regen kommt. Gibt für die meisten dieser Anzeichen die Tatsache, daß bei zu großem Feuchtigkeitsgehalt der Luft ein Niederschlag auf den Gegenständen stattfindet, eine Erklärung, so weisen andere Anzeichen in das Gebiet des Aberglaubens. Böswilliges Reden und Streit verderben das Wetter; wenn die Mädchen die Harken auf der Schulter tragen, oder wenn eine zufällig hingeworfene Garbe die Spizen nach oben zeigt, so wird damit der Regen heruntergeholt. Auch wenn ein Butterbrot auf die bestrichene Seite fällt, so gilt dies in manchen Gegenden Deutschlands als ein sicheres Anzeichen von Regen. C. K.

Städte und Burgen an der Lahn. Im Jahre 1906 erschien bei R. G. Elwert in Marburg ein kleines, wegen des Textes sowohl, der manche Wahrheiten über Pflege heimatischer Kultur und Kunst in populärer geistreicher Form zu sagen wußte, als wegen der vollendet künstlerischen Federzeichnungen besonders beachtetes Büchlein, das große Verbreitung gefunden hat: „Aus Alt-Marburg“ Federzeichnungen von Otto Hbbelohde. Diesem schloß sich ein weiteres Heft Hbbelohdes an: „Rings um Marburg“. Nach weiteren Mappen über die Wartburg und den Rhein erfreut uns nun Hbbelohde, der jetzt wohl unter die ersten Zeichner der Gegendort einzureihen ist, mit einer ganz besonders gelungenen Fortsetzung der beiden früher erschienenen Hefte aus Hessen, mit der neuen, 20 Zeichnungen starken Serie: „Städte und Burgen an der Lahn“, die ebenfalls in dem bekannten rührigen Verlag von R. G. Elwert erscheint. Dargestellt sind Marburg, Staufenberg, Gleiberg und Beilberg, Wehlar, Braunfels, Löhnberg, Weilburg, Runkel, Dietkirchen, Limburg, Ditz, Waldmünstein, Laurenburg, Kloster Arnstein, Langenau, Nassau, Lahnd und Greifenstein. Auch diesem Heft ist guter Erfolg, nicht nur auswärts im Interesse unseres Vahnhals, sondern auch vor allem im Vahnhals selbst, zu wünschen.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellengabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.



❖ ❖ ❖ Illustrierte ❖ ❖ ❖

Kinder = Zeitung

des

Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 20. 17. Jahrgang. 1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Storch und Steiner.

Von A. Alfredrik.

In der kleinen, noch mittelalterlich anmutenden Stadt gab es enge Gassen und schiefwinkelige Plätze, und am Rathausplatz, gerade wo mit einem scharfen Eck die Neugasse auslief, stand ein schmales, mehrstöckiges Giebelhaus, mit Erfern und allerlei Zieraten geschmückt. Es fiel jedem Fremden sofort auf durch seine sonderbare Bauart, weil jedes Stockwerk mehrere Zentimeter über das untere hinausragte, so sah es aus, als wolle das Giebeldach in den freien Raum springen. Im Erdgeschoß verkündete über dem Haustor eine Firmentafel, daß ein Modistengeschäft sich hier etabliert habe: „F. Storch und M. Steiner, Hüte, Kapuzen und Spitzen.“

Im Schaufenster, das wenig über dem Boden angebracht war, waren verschiedene Gebilde der Putzmacherei, auf sogenannten Haubensböden ausgestellt, und auf schwarzen Samtpolstern waren Spitzen und Einsätze, Kragen und Häubchen ausgebreitet.

Zwei Schulfreundinnen hatten sich zu einer Kompagnie zusammengetan, gemeinsam ein Geschäft gegründet, das sich des Wohlwollens der Bürgerkreise erfreute.

Friederike Storch war Modistin, und Mina Steiner verfertigte Spitzen aller Arten, in deren Herstellung sie eine gewisse Kunstfertigkeit besaß, auch besserte sie beschädigte Kragen und Spitzeneinsätze aus.

Sie waren schon in höheren Semestern und gaben unwillkürlich schon durch ihr Äußeres Stoff zu Witzen. Fräulein Riekele, so wurde sie von Bekannten genannt, war eine kleine, corpulente, stämmig gebaute Person, mit einem kugelförmigen Kopf, der gleich einem Kürbis auf einem Mehlsack, auf dem Körper aufsaß und sowieso schon zum Lachen reizte. Fräulein Minele dagegen war eine Bohnenstange, mager, für eine Frau fast zu groß geraten, sah sie wie ein fleischgewordenes Kleidergestell aus, ihr Kopf hatte ausgesprochene Eiform, sie war also das Gegenteil ihrer Kompagnonin, und wenn sie zusammen gingen, lachte mancher über das komische Paar.

Sie wurden die sieben fetten und die sieben mageren Jahre Ägyptens genannt, diese Bezeichnung hatte ihnen der als Witzbold bekannte Rechtsanwalt Schmitz angehängt, dessen Frau eine gute Kundin von Storch u. Steiner war. Die bösen Buben und Mädel riefen ihnen wohl auch mal nach:

„Storch, Storch, Steiner,
habt kurze und lange Weiner.“

Und ein Verschen kufierte im Städtlein, das ein früherer Verehrer vom Riekele über sie verfaßt haben sollte und das geeignet war, die Lachlust hervorzurufen:

Friederike, deine Blicke können Bären Mores lehren,
Und dein Bildnis lockt den Iltis aus der Wildnis.

Fräulein Storch und Steiner versicherten stets, wenn ihnen zugetragen wurde, der oder jener, diese oder jene habe über sie gespöttelt und gelacht, „über so 'was wäret sie zu erhaben, um sich zu ärgern, die Leut' würdet sich durch ihr kindisches Benehmen nur selber richten, und mer wüßt gleich weiß der Herr, weiß Geistes Kind sie wäret.“ Im Stillen aber kränkten sie sich doch, und als einmal Gymnasiasten und Realschüler das Spottverschen vor ihrer Kadettüre gesungen hatten, war zornglühenden Antlitzes die Putzmacherin herausgetreten und hatte die Schüler angehehrt: „Schämt ihr euch denn net e bisle, so bubisch euch zu benehmen, isch des die feine Manier und der Anschtand, wo ihr in der bessere Schule lernet? Ihr wollt aus gute Häuser herchstamme, mer merkt aber nir davon. Wanns no emal vorkommt, daß ihr euch vor meim Geschäft so nitznugig aufführt, nachher geh' i zu euerm Schulrektor, mi z'bschwere. Habt ihr mi jetzt verstante?“ Und die Schüler hatten sich beschämt davon gemacht und hatten die dummen Streiche vor dem Putzladen unterlassen. Sie wollten doch „net verzündet werden beim Dixer wege dem Mehlsack und der Bohnefang“. So hatte der Sohn des Löwenapothekers seine Meinung kundgetan.

Das Städtlein hatte sich dem Beispiel anderer idyllisch gelegener Orte folgend, zum Luftkurort aufgeschwungen, wozu es seine reine, gute Luft und seine landschaftliche Schönheit auch berechtigten. Spekulative Köpfe hatten ein, wenn auch kleines Kurhaus gebaut, und auf dem Wöhrd, einem baumbestandenen, großen Platz, war ein Kurpark angelegt worden, eingepflanzt von niederem Strauchwerk, denn abgesperrt konnte der Wöhrd nicht werden, da über ihn der Verkehr aus einigen Vorortstraßen nach dem Innern der Stadt führte, so mußte die Umzäunung eines Teiles genügen. „Schoofstall“ nannten den Kurpark „die gewöhnliche Leut“, die sich nicht zur „Hautevolee“ rechnen durften und nicht bei den Klängen der Kapelle, die aus vier Mann bestand, promenieren konnten.

Als das Kurhaus gebaut worden war, hatte ein Ingenieur im Neugasseckhaus gewohnt im ersten Stock, und als immer mehr Kurgäste, jedes Jahr ein halbes Hundert mehr, den Luftkurort mit ihrem Besuch beehrten, da wurden auch Fräulein Riekele und Minele vom Spekulationsfieber angepaßt, sie mieteten den zweiten Stock des Hauses, sie selbst bewohnten drei Stuben im Erdgeschoß, möblierten die vier Zimmer aus und nahmen „Kurgästchen ins Loschi, denn verdient wird immerhin e bisle drbei.“ Und sie hatten Glück, fast immer hatten sie besetzt, sie gaben auch volle Verpflegung, und so hatte das Dienstmädchen, das sommerüber angenommen wurde, vollauf zu tun.

Den erhöhten Ansprüchen der Zeit Rechnung tragend, machten sie auch in ihrem Geschäft Konzessionen, indem

Fräulein Storch jedes Jahr nach der Residenz fuhr, um von dort „e paar echte Pariser Originalmodellhüte“ zu holen, und nach diesen Vorbildern andere wunderbare Behütungen und Kopfbedeckungen zu verfertigen, statt wie bisher sich von einem Modistengeschäft Musterhüte schicken zu lassen, oder nach der Modistenschneiderei was nachmachen.“ Sogar Kurgästdamen blieben nunmehr vor der Auslage von Storch u. Steiner stehen, denn auch Minele hatte sich zu erhöhten Anstrengungen aufgeschwungen und „die allernuestschte Muschier in Spitze, Krüge, Gezier und Einsatz“ ausgestellt, und es hatten sich schon Käuferinnen dafür gefunden, ebenso hatten die Pariser Originalmodellhüte Absatz gefunden. „Jawohl, des Geschäft hat'n Aufschwung bekommen ins großartige Schaur, weil wir verstehet mit dr Zeit vorwärts zu schreiten und uns den feinere Ansprüche nobler Leut' anpassen und nur Neuheiten dr Saison bringet.“ So hatte Radele ihrer Zufriedenheit Ausdruck verliehen.

Da geschah es, daß sie als Kurgäste ein junges Paar aufnahmen mit einem vierjährigen Knaben, einem eigenartig schönen Kind, fein und zartgliedrig, wie ein echtes Prinzlein sah Klein Waldemar aus. Die junge Frau schien leidend zu sein und war oft in seltsam leidmütiger Stimmung, ein geheimer Kummer schien an ihr zu nagen. Der Herr war ein Deutschrusse, die Frau eine Estländerin. Er behauptete, in einem großen, industriellen Betrieb in Riga angestellt zu sein. Mascholl war ungefähr fünf Wochen in Limberg, als er einen eingeschriebenen Brief erhielt, dessen Inhalt wohl schwerwiegender Natur sein mußte, denn er wurde leichenblass und konnte seine Aufregung fast nicht verbergen. Am nächsten Tag fuhr er Geschäfte halber fort, und mehrere Tage später, telegraphierte er seiner Frau, sie möchte auf einen Tag nach St. kommen. Frau Bobril, „e sonderbarer Nam' für e weibliche Wese“, meinte Minele, als sie ihn gehört hatte, machte sich reisefertig, ließ ihren kleinen Sohn in der Obhut ihrer gutmütigen Quartiergeberinnen und . . . kam nicht mehr zurück. Statt des Ehepaares Mascholl kam ein Schreiben, daß sie gezwungen wären, unverzüglich in die Schweiz zu reisen, sie würden von dort wieder Nachricht geben. Die lieben Fräuleins sollten doch so großherzig sein, ihren kleinen Waldemar einstweilen bei sich zu behalten, er würde, sobald es möglich sei, abgeholt werden. Das war nun eine aufregende Geschichte für die zwei alten Jungfern, die noch verwickelter wurde, als sich herausstellte, daß Mascholl ein russischer Flüchtling war, der politischer Umtriebe halber, von der russischen Polizei gesucht wurde und verhaftet werden sollte.

Nach einigen Monaten kam eine Anweisung auf mehrere hundert Mark für die Verpflegung Waldemars und die erneute Bitte, ihn doch zu behalten, bis es möglich wäre, ihn abholen zu lassen. Wenn die Verhältnisse geklärt wären, würden sie von sich hören lassen, vorerst erlaubte es ihre Sicherheit nicht, jemand damit zu beauftragen, den Kleinen zu holen. Der Brief war sehr vorsichtig von einem internationalen Kurort abgesandt, und eine arme Mutter hatte ihn, wie es schien, mit ihren Tränen befeuchtet, denn viele Worte waren ganz verschwommen.

So waren also die zwei alten Fräuleins zu einem Adoptivsohn gekommen, und sie beschloßen, ihn aufzuziehen und zu behandeln, als wäre er ihr eigen. „Der arme Bub kann nix für die politische Verwickelunge, in die seine Eltern verstrickt sind. Wer weiß, in welchem Gefängnis die arme Leut' schon schmachte müeset. Ewig schad' für des herzig' Buble, wenn des aus so aufregende Sache mitmachen müßt, des tät en Schatte auf sei ganz künftigs Lebe werfe. Nein, wir habe beschlosse, daß wir ihm des erspare wollet und also behaltet wir ihn und wollet ihn zu 'em gute Mensche aufziehen.“ So erklärten sie dem Herrn Stadtschultheiß, auf dessen amtliche Anfrage, wie sie sich in Sachen Mascholl Sohn zu verhalten gedachten. Der alte Herr nickte, das war die beste Lösung dieser Affäre. Er gab seiner Zufriedenheit Ausdruck „über den schöne, echt menschliche Zug des Herzens“, und ernannte die Fräulein Storch und Steiner zu Adoptivmütter für den kleinen Mascholl, dessen Eltern unbekannten Aufenthalts waren. (Schluß folgt.)

Freund Pluto.

Die Geschichte einer treuen Hundefreundschaft.

Von Flora Schürmann, Wiesbaden.

Er war unser Hofhund, eine hochbeinige, elegante, schlanke Dogge. Wir hatten ihn mit fünf seinesgleichen zum Verkaufe großgezogen. Doch sein treues, kluges Auge hatte es uns angetan. Unsere Kinder wollten sich nicht von ihm trennen. So behielten wir ihn an Stelle der alten Hündin Hera.

Des Tags über lag er geduldig in seiner Hütte an der Kette. Nur wenn Rudi, unser Ältester, des Nachmittags aus der Schule kam, wußte er, daß seine Zeit gekommen war. Kaum konnte er abwarten, bis Rudi gedespert hatte. Er zerrte an seiner Kette und bellte, als ob er Rudi an seine Pflicht erinnern wolle. Wie groß war dann seine Freude, wenn er endlich seiner Fessel ledig war! Hoch sprang er an seinem jungen Herrn empor, wedelte mit dem Schwanz und legte ihm beide Hände. Dann fauste er in voller Karriere den Weg entlang, kam zurück, lief wieder voraus, sah sich um, ob Rudi ihm auch folge, streifte durch Wiesen und Felder, sprang in den nahen Bach, apportierte die ins Wasser geworfenen Gegenstände, trug auch wohl eine Zeitlang unseres Jungen Spazierstöckchen und freute sich so recht seiner Freiheit. Und kamen sie durchs nahe Städtchen, so schaute ihnen wohl jeder nach, nicht unserem Jungen, denn an ihm war ja nichts Besonderes — befand er sich doch gerade in den Glegelahren und wußte nie recht, wo er mit seinen langen Gliedmaßen bleiben sollte — sondern dem prächtigen Tiere, das jetzt seinem jungen Herrn auf dem Fuße folgte und sich bei jedem Schritte elegant hin und her wiegte.

Wir hätten ihn öfters gut verkaufen können, und Pluto hätte es als bloßer Begleithund auch sicherlich besser gehabt. Mußte er doch bei uns das außerhalb gelegene Mühlengut des Tags über von seiner Hütte aus bewachen und durfte nur Nachts frei auf dem Hofe umher laufen. Wir hatten Mitleid mit seiner Einsamkeit und beschloßen, ihm einen Gefährten zu geben. Ein kleiner Rattenfänger wurde angeschafft. Pitt kam und klappte die mächtige Dogge wütend an. Pluto beschupperte das feste Hündchen vorne und hinten, der Rattenfänger beruhigte sich, und die Freundschaft der beiden war fürs Leben geschlossen.

Ihre Hütten standen dicht beisammen. Am Tage lagen sie einträchtig nebeneinander, und zwar in der Regel so, daß der kleine Pitt zwischen den Beinen des großen Pluto lag. Betrat dann ein Fremder den Hof, so weckte der kleine Rattenfänger die große Dogge, die einen festeren Schlaf hatte, und Pluto meldete den Ankömmling. Sie fraßen aus einem Napfe, und oft schien es uns, als ob Pluto seinem kleinen Gefährten großmütig die besten Lederbissen überließe. Des Abends, wenn sie frei waren, jagten sie sich einander auf dem Hofe, balgten sich, bissen sich im Späße und waren munter und guter Dinge. Wir alle hatten unsere Freude an dieser treuen Hundefreundschaft.

Doch Pitt hatte eine böse Leidenschaft. Er war — wie man das auch bei Menschen findet — vom Jagdteufel besessen. Verließ jemand am Abend, wenn die Hunde schon los waren, den Hof, so schlüpfte auch allemal Pitt unmerklich durch die Pforte, um seiner Leidenschaft zu fröhnen, seinen treuen Gefährten einsam zurücklassend, so daß dieser Betrachtungen anstellen konnte über die Treulosigkeit des Hundegeschlechts im allgemeinen und der Rattenfänger im besonderen. Kam dann am anderen Morgen der kleine Ausreißer zurück, so empfing ihn allemal eine Tracht Prügel, ohne daß diese jemals bessernd auf ihn eingewirkt hätten.

Eines Abends waren sie beide verschwunden. Wahrscheinlich hatte der leidenschaftliche, kleine Jäger dem treuen Genossen seine Jagdabenteuer mit so glühenden Farben in seiner begeisterten Hundesprache geschildert, daß der vorsichtige Pluto, der bisher nie ohne Erlaubnis Haus und Hof verlassen hatte, den kleinen Ausreißer auf seinen nächtlichen Streifzügen begleitete und zum ersten Male in seinem Leben unser Anwesen unbewacht ließ. Am anderen Morgen standen sie beide abgeholt vor dem Hofstall, Pluto mit eingezwängtem Schwanz und schuldgebener Miene, geduldig die verdiente Strafe entgegennehmend, während der kleine Sünder sich flink irgendwo im Heu oder Stroh versteckt hatte und auf keine Ermahnungen und Drohungen hin zum Vorschein kam. Es war dies das einzige Mal, daß wir Pluto einer Pflichtvergessenheit zeihen konnten.

Am einem schönen Sommermorgen stand ich schon sehr zeitig am offenen Fenster meines Schlafzimmers und beobachtete, wie die Sonne allmählich über die Höhe des vor mir liegenden Berges emporstieg. Da gewahrte ich, wie unser frecher Pitt mit heraushängender Zunge in eiligem Laufe auf unser Hofstall zurannte und vorsichtig am Hofstall scharzte. Nicht lange darauf sah ich, wie Pluto durch das offene Hintertürlchen auf die

Halbinsel lief, die den Mühlgraben vom Bache trennt, wie er über das Mühlenwehr setzte, wie er vorsichtig am anderen Bachufer hinschlich, dann den Bach durchwatete und so auf den Weg gelangte, der zum vorderen verschlossenen Hoftore führte. Hier begrüßte er den Ausreißer in freudiger Weise und schien ihm klar zu machen, auf welche Weise er seiner sicheren Strafe entgehen könne. Bald hatte der Rattenfänger auch begriffen, denn er folgte dem treuen Freunde durch den Bach, am jenseitigen Ufer entlang, über das Wehr, die Halbinsel und durch die hintere Hofstüre. Als mein Mann, dem ich meine Beobachtungen beim Frühstück mitgeteilt hatte, den Hof betrat, begrüßten ihn beide mit freudigem Geßell, und er konnte sich nicht entschließen, den Ausreißer für seine nächtlichen Wanderungen zu züchtigen, weil er wahrscheinlich die brave Dogge, die dem kleinen Spielgefährten so treulich aus der Not geholfen hatte, weit härter damit getroffen hätte, als den Missetäter selbst.

So konnte es jedoch nicht weitergehen. Wir verkauften den kleinen Rattenfänger in die nahe Stadt. Als Pluto bemerkte, daß sein Kamerad ein für allemal weg war, ließ er den Kopf hängen, fraß nicht, heulte Tag und Nacht, freute sich nicht, wenn Rudi ihn des Nachmittags bewegte, bekam eine trockene Schnauze und Fieber.

Um ihn von seiner Sehnsucht zu heilen, führten wir ihm einen neuen Genossen zu. Diesmal war es ein Boger mit Namen Wodan. Der Boger lief sofort auf Pluto zu, doch

stürzte er auf den armen Boger zu, riß ihn zu Boden, biß sich ihm am Halße fest und ließ nicht eher los, bis der Knecht sie mit der Hundepeitsche auseinander trieb. Nur widerwillig und knurrend begab sich Pluto in seine Hütte, als ob er bedaure, nur halbe Arbeit getan zu haben. Und zu ihm troch leidend und schmeichelnd der kleine Rattenfänger.

Wir bemühten uns um den halbtoten Boger, wuschen und kühlten ihm seine Wunden und schafften seine Hütte vor das Hoftor, damit er Ruhe habe vor seinem Verfolger.

Nachdem er geheilt war, brachten wir ihn seinem früheren Herrn zurück, den Rattenfänger aber kauften wir trotz seiner schlechten Eigenschaften wieder los, eingedenk des Bibelspruches: „Was nun Gott zusammengefüget hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“

Die erste Handfeuerwaffe für das Fußvolk.

Die ersten Feuerwaffen tauchten um das Jahr 1320 auf. Das Schießpulver war in Deutschland schon im 12. Jahrhundert bekannt, doch wurde es damals nur zu Feuerwerk benutzt. Zum Fortschleudern der Geschosse verwendete man erst im Anfang des 14. Jahrhunderts das Pulver. Die Kanonen, aus denen man Anfangs mit Steinen schoß, waren von ungeheurer Größe



Die erste Handfeuerwaffe.

dieser beschnupperte ihn nur, machte Kehrt, zog sich in seine Hütte zurück und kam nicht mehr zum Vorschein, bis ihnen mittags der Fressnapf vorgesetzt wurde. Da verteidigte er wütend das Futter gegen den Boger, den er, obgleich er selbst nur wenig fraß, nicht an den Napf herankommen ließ, und das Futter lieber dem allzeit hungrigen Hühnervolk überließ als seinem neuen, ihm durchaus nicht genehmen Gefährten. Wir mußten Wodan allein füttern. Im übrigen kümmerte er sich wenig um den Boger. Er zankte und biß sich nicht mit ihm, spielte und jagte aber auch nicht mit ihm, wie mit seinem dereinstigen Spielgefährten Pitt.

Da kam eines Abends mit freudigem Geßell, schweifwedelnd und außer sich vor Freude der kleine Pitt an. Er hatte sich wahrscheinlich auch bei seinem neuen Herrn zu drücken gewußt, diesmal aber nicht seiner Jagdleidenschaft nachgegeben, sondern war spornstreichs die Stunde Wegs gelaufen, um seinen treuen Freund und Beschützer aufzusuchen. Ganz rührend war die Begrüßung der beiden Hunde. Sie beschnupperten und beleckten sich, sie zerrten und balgten sich und wälzten sich vor Freude auf dem Boden, Wodan, der auch Freundschaft suchte, ganz außer Acht lassend, nur mit sich selbst beschäftigt.

Plötzlich überkam es Pluto mit einer unsagbaren Wut. Er mußte sich wohl in seinem Hundeverstand gesagt haben, daß Wodan es war, um deswillen sein lieber Pitt hatte weichen müssen. Mit fletschenden Zähnen und wütendem Geknurr

und sehr schwer fortzuschaffen. Die ersten vom Fußvolk benutzten Feuerrohre waren sehr schwer zu laden, sie wurden von zwei Mann bedient. Das Rohr war an einer langen Stange befestigt, an der es ein Mann richtete, während der andere abfeuerte. Doch diese alten „Donnerbüchsen“ hatten einen unsicheren Schuß, sodaß sie der Armbrust und dem Bogen noch keineswegs überlegen waren. Deshalb fanden die Feuerwaffen auch sehr langsam Eingang in die Heere. Die gesamte Infanterie wurde zuerst unter Prinz Eugen mit dem Feuergewehr ausgerüstet.

Herbsteinzug.

Von Otto Promber.

Der Sommer mit seinen wenigen heißen Tagen ist vorüber. Der Sonnenbogen am Himmel wird täglich kürzer, und leichte Nebel lagern abends über Wiesen und Feldern. Der Herbst zieht ein! Schon färbt sich das bestaubte dunkelgrüne Laub gelblich; die Blätter der Brombeere und des wilden Weines bekommen rote Flecken, und in den Gärten stehen die hochgestielten Sonnenrosen, die schlichten Astern, die fetten Ringelblumen und die vornehm tuenden Georginen. An den grün-

umsponnenen Häusern winken schwere blaue Trauben, aus dem Laube der Apfelbäume lugen die goldenen rotbäckigen Äpfel, und puff! puff! fällt eine Spätkirne nach der anderen zur Erde, wo sie mit zerplatzter Schale im Graße liegen bleibt. Dazu kommen die süßen Pflaumen und die duftenden Nüsse, sowie die allerliebsten Haselnüsse. Amsel, Drossel, Fink und Star streichen; die Störche verlassen uns. * Laufflügel haften über den Weg; Altweibersommer heftet sich dem Wanderer an den Rock, und abends schwirren dickleibige Schmetterlinge durchs Dunkel. In den Wäldern steht hohes Farnkraut, unter dem dicke braune Rostkuppen, Birkenpilze und kokette giftige Kriechschwämme aus dem Boden steigen. Aber die graugrünen Wiesen, auf denen die Herbstzeitlose einsam blüht, springen unzählige Häschen, ungeschickt hoppelnd und ab und zu Männchen stellend. Das ist die Zeit der Jäger! Doch auch die Kinder sind dem Herbst nicht unhold, ganz abgesehen von den schmackhaften Früchten,

die er schenkt. Während die Mädchen zu Hause sitzen und überlegen, was sie wohl Mütterchen oder Väterchen zu Weihnachten schenken könnten, nehmen die Knaben ihre Papierdrachen mit dem Chinesengesicht oder einem Clownskopf und eilen auf die dünnen Stoppelfelder, wo der Himmelsstürmer seine Reife nach den Wolken antreten soll. Andere sind wieder auf der Suche nach fingerlangen Eizusterraupen, Schneckenhäusern, Muscheln, Laubfröschen und Salamandern, und noch andere treiben Reifen oder spielen mit Konfugeln Schnipp-schnapp. Ja, sie ist eine schöne Zeit, diese Herbstzeit, trotz der fallenden Blätter und der kühlen Winde! Nur meine Wachtel war heute traurig. Als sie hoch oben in den Lüften zwei Störche erblickte, rief sie:

Ich sende voll Trauer aus meinem Bauer
Ins freie den Blick —:
Könnst' mit den andern ich südlich wandern!
Pickpick! Pickpick! —

Die Kohlengevinnung der Erde.

1165 Millionen Tonnen Steinkohlen wurden im Jahre 1911 zutage gefördert! An der Spitze der kohlenliefernden Länder stehen die Vereinigten Staaten, auf die mehr als ein Drittel der gesamten Weltausbeute entfällt. Dann erst kommt England und danach Deutschland, das 234 Millionen Tonnen der „schwarzen Diamanten“ im Jahre 1911 aus seinen Bergwerken heraufgeholt hat. Diese in Deutschland in dem einen Jahr zutage geförderte Kohlenmenge ergäbe das Baumaterial für 66 bis 68 Pyramiden von der Größe der berühmten Cheopspyramide! Oder eine einzige Pyramide, aus diesen Kohlenmassen errichtet, müßte eine Seitenlänge von 1 km und eine Höhe von 525 m erhalten. Der Wert dieser Kohlenpyramide wäre mit 1 3/4 Milliarden Mk. nicht zu hoch berechnet. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die Kohlenförderung des Deutschen Reiches im Jahre 1912 sogar mit 2 Milliarden bewertet. Erst in weitem Abstand nach Deutschland kommen in der Kohlenförderung Österreich, Frankreich, Belgien, Italien und Rußland; das für die Zukunft der Kohle bedeutungsvollste Land ist jedoch — China, da es nach den bisherigen Ermittlungen das kohlenreichste Gebiet der ganzen Erde ist, und namentlich die beste Kohle, Anthrazit, dort in großer Mächtigkeit vorkommt.

Die ersten Goldsucher.

Wenig mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seitdem in Australien das erste Gold gefunden wurde, und schon sind die Namen der Männer, welche als erste die verborgenen Schätze der Natur entdeckten und dadurch so gewaltige Umwälzungen hervorriefen, so gut wie vergessen. Und doch sind sie und ihre Erlebnisse es wert, der Vergessenheit entzissen zu werden. Im Januar 1852 durchwanderte ein zerlumpter, erschöpfter Mann, namens Hargreaves, den öden Distrikt der Blauen Berge in Neusüdwales auf der Suche nach Gold, ein elendes, einsames Menschenkind auf anscheinend hoffnungslosem Pfade. Hargreaves war ein armer Ansiedler, den Dürre und Überschwemmung von seiner kleinen Farm in Neusüdwales vertrieben hatten, und der auf den neuentdeckten kalifornischen Goldfeldern sein Glück suchen wollte. Aber das Unglück verfolgte ihn; monatelang fand er kaum

soviel, wie er zum Lebensunterhalt brauchte, und erst als er am Sacramento flussauf zog, fand er in einer einzigen Woche Gold im Werte von 800 Mark. Nun gewann er wieder Mut. Eines Tages kam wie ein Blitz die Erkenntnis über ihn, daß der Distrikt, in dem er eben arbeitete, fast genau das Abbild desjenigen war, den er in Australien verlassen hatte; war nun Gold an dem einen Orte, warum sollte es nicht auch an dem anderen sein? Der Gedanke verfolgte ihn so, daß er zu seinem Kameraden sagte: „Bestimmt ist da Gold, wo ich herkomme; ich gehe zurück und suche es.“ Und er fuhr wieder nach Australien. Als er in Sydney seine Geschichte erzählte, lachten ihn alle aus. Gelehrte Geologen hatten bescheinigt, in keinem bekannten Teile des Kontinents sei auch nur ein Krümchen Gold zu finden, und nun wollte dieser zerlumpete Dummkopf es besser wissen? Trotzdem war Hargreaves ein Mann von echtem Schrot und Korn, der mutig seinen Willen durchsetzte. Es gelang ihm, etwas Geld zu 400 Prozent (!) aufzutreiben; er kaufte ein Pferd und zog in die Einsamkeit hinaus. Einige Wochen später erschien der „Verrückte“ wieder in Sydney, aber diesmal nicht mit leeren Händen. Er brachte eine Büchse voll Goldstaub mit, das erste Gold, das je in Australien gefunden worden war. Und einige Monate später arbeiteten im Bathurst-Distrikt Tausende von Menschen mit Hacke und Spaten auf Gebieten, die früher kaum eines Menschen Fuß betreten hatte. Hargreaves selbst gewann endlich Reichtum und Ruhm; sogar die Königin empfing ihn in Windsor. Ein anderer enttäuschter kalifornischer Goldgräber, James Edmond, fand nach zahllosen Mißerfolgen und Entbehrungen die Goldfelder von Deep Creek in Viktorien auf. Andere folgten den Spuren dieser Pioniere, und bald war das Eldorado Australiens so berühmt wie Kalifornien. Aber was für Funde machten auch die ersten Goldsucher! Eines Tages machte ein eingeborener Schafhirt einen Ansiedler, namens Kerr, auf ein gelbes Gelsstück aufmerksam, das aus dem Boden hervorsah. Der Stein erwies sich als fast reines Gold, denn aus seinen 100 Kilogramm wurden nicht weniger als 80 Kilogramm des Edelmetalls gewonnen. In Viktorien schlug ein Goldsucher, namens Deeson, seine Hacke in einen anscheinend aus Lehm bestehenden Klumpen. Aber der Lehm bildete nur die Hülle eines Goldkernes, der mehr wog als der Finder, und für den er 200 000 Mk. erhielt. Das sind nur einige Beispiele aus den Tagen der ersten Goldsucher.

Vom Humor in der deutschen Soldatensprache.

Die Artillerie heißt die Bombe oder tote Bombe. Die Artilleristen sind die Bumber, Bumsföpfe, Bombenschmeißer oder Pulversäcke. Von ihrem Schießen gilt der Ausdruck funken. Die Fahrer nennt man wie die Kavalleristen Mistböcke, Misthengste. Die Feldartilleristen heißen Feldbumber, Feldheimer oder Knalldroschkentutcher, die Fußartilleristen Fußbumber, Kanonenwischer, Wallrutscher oder Kasemattenbumber. Die Pioniere sind die Maulwürfe des deutschen Heeres. Sie führen daneben aber auch die Namen Erd- oder Wasserratten, Totengräber oder Rammelböcke. Die Eisenbahner nennt man Schwellenträger oder Wagenschieber, deutet aber das E (Eisenbahnabteilung) 1, 2, 3 auch als Eindreher Nr. 1 usw. Aus dem E der Luftschiffer macht man entweder Kaufsejungen oder Luftkutschensbremsen, während unter einem Schwalbenvater ein Flieger zu verstehen ist. Den Train, der heute an Bedeutung sicherlich hinter keiner andern Truppe zurücksteht, hat der Soldat schon von jeher zur Zielscheibe seines Witzes gemacht. Das ihm fremd klingende Wort hat sich der Soldat durch die Verdeutschungen schweres Getränk oder Gedränge mundgerecht zu machen gesucht. Außerdem laufen aber von dieser Truppe noch andere Scherznamen um, wie: Kolonne Brtr, Trainbauern, Mistkutscher, Zwiebackkutscher, Speckfahrer, Veilchendragoner (von ihrer Uniform), Chaussee-Einnnehmer (weil der Train oft die ganze Straße einnimmt, so daß andere nicht vorbei können) oder: Unseres Kaisers stolzeste Fuhrleute. Ihre Lösung ist: Sieg oder Tod, wir fahren Brot.

Imme (Essen).

Bahlen-Rätsel.

9 5 2 9 5	Musikinstrument.
8 2 3 4	Tier.
6 2 8 3 5	Frucht.
9 8 7 6 5	Vertiefung.
8 7 2 3 5	Älteste a. alt. Zeit.
9 5 1 2 8 3	Organ.
6 2 5 3 5	Insekt.
1 7 3 4	Haustier.
8 5 1	Wild.
1 2 3 4 5 3 6 7 8 9	ein Held.

Auflösung der Rätselfragen aus der vorigen Nummer:

Die Fensterscheiben. — Der Fisch, denn er lebt immer im Wasser.